

Er lächelt und blickt in die Kamera – in diesem Lächeln trägt er ein Licht. Noch ein Kind, weiß er nicht, dass jedes Bild ihn fortträgt – auf fremde Straßen, fort von seinem Licht. Und er ahnt nicht, dass jede Straße irgendwann in einer Sprache mündet. Vorausgesetzt, er geht barfuß hin und ergibt sich der Sprache.

Nur wenige Jahre später steht er an einer Ecke des Frankfurter Flughafens. Er versteht nichts und hält sich fest an seinem Koffer. In der Innentasche des Hemdes ein Tausendmarkschein, die Tasche ist zugenäht, „Deutschland sei voller Diebe“. Über dem Hemd hat er einen Pulllover an, darüber eine Jacke und einen Mantel, „Deutschland sei sehr kalt“.

Der 19. November 1965 ist ein warmer Tag. Das Licht grell und hektisch, wie auch die Personen auf jenem Flughafen. Dieses nasse, trübe, dunkle, rasende Europa, denkt der Siebzehnjährige, der sein Land noch nie verlassen hatte. Jetzt steht er hier allein mit einem gültigen Pass und sucht. Nach einem Halt und nach dem Portal für seinen Flug nach München. Er spricht kein Wort deutsch, nur einige Brocken englisch.

Verwirrt stellt er fest, der Flughafen ist fast so groß wie das Viertel, in dem er aufgewachsen ist. Er betrachtet die Rasenden. Komme ich hier zurecht? Inmitten dieser Menschen, die alle eine andere Sprache sprechen? Er bekommt Angst. Dann ein Hoffnungsschimmer. Vielleicht, wenn ich diese Sprache lerne. Nach einer Stunde findet er schließlich das Portal. Dort bleibt er stehen, er will den Flug nach München nicht verpassen.

In München kommt die deutsche Grammatik. Er sitzt in einer Bruchbude vor einer Mauer und dekliniert wie ein frommer Jude gegen die Klagemauer. Von seinem ersten Deutschlehrer lernt er das entscheidende für die Sprache. „Der Punkt ist der wichtigste Teil des Satzes.“ Durch ihn lernt er auch deutsche Autoren kennen, erst Wolfgang Borchert. Mit seiner entwaffnenden Sprache beschreibt er, was viele sehen und nicht ausdrücken können. Später Heinrich Böll mit seiner Melancholie nah am Menschen. Kaum spürt er, dass Deutschland doch nicht so kalt ist, da wird er überumpelt – von der Studentenrevolte.

Eines Tages steht er allein auf dem Karlsplatz, über dem Arm ein Stoß Flugblätter. Die Überschrift: „Schah Mörder“. Seltsam, jetzt hat er keine Angst. Weder vor Menschen noch vor der Polizei. Er erinnert sich an Teheran. Wenn der Schah zum Flughafen fuhr, stand in jeder Wohnung mit dem Blick auf die Hauptstraße ein Geheimdienstler mit dem Rücken zum Fenster. Und jetzt steht er hier alleine und schreit seine Wut hinaus. Er weiß die gesamte deutsche Studentenbewegung hinter sich. Nie wird er den Moment vergessen, wie ein deutscher Kommilitone die Iraner unter die Deutschen verteilt – damit diese der Vorbeugehaft entgegen. Denn die Polizei wünschte die iranischen Opponenten während des Schah-Besuchs außerhalb der Stadt, in einer Pension am Tegernsee oder in Haft.

Er fühlt eine Hoffnung in sich, das Land nähert sich ihm doch. In den Jahren darauf kommen wieder deutsche Autoren zu ihm. Sie belehren nicht, sie zitieren keine Paragraphen, sie drohen nicht – sie sprechen von der eigenen Schwäche. So Friedrich Hölderlin: „Schmerzlos sind wir und haben fast / die Sprache in der Fremde verloren.“

Sie verleihen ihm eine Sprache. Diese öffnet eine neue Welt und treibt ihn zum Schreiben an. Ob die deutsche Sprache ihn näher an seine Heimat bringt? Noch hofft er auf ein Wiedersehen, auf eine Rückkehr ohne Erniedrigung. Und er engagiert sich in der Opposition. Hauptsächlich kümmert er sich um die politischen Gefangenen in seinem Land, die ohne einen juristischen Beistand vor Militärgerichten stehen.

Und er schreibt Gedichte, erst über die Gerechtigkeit, später über ihre Zwillingschwester, über die Liebe. Bald hört er auf, Vergleiche zu ziehen zwischen Persisch und Deutsch. Mit bebendem Körper begreift er, dass jede Sprache ihre eigene Schönheit hat und diese gerne verschont, wenn der Fremde sich öffnet.

Der Flüchtling treibt die Angst, dass er wieder alles verliert. So sucht er Zuflucht bei der deutschen Sprache – sie nimmt den Flüchtling auf. Eine Liaison zwischen zwei ungleichen Partnern beginnt. Sie dauert, bis das Schah-Regime stürzt – der Flüchtling kehrt nach Hause zurück. Teheran, die hässliche Hauptstadt der Welt wartet, widerspenstig und begehrt. „wie gütig / die passanten sind / sie sprechen persisch.“

Dann die kleinen alltäglichen Vertrautheiten. „welch eine freude / hier schreibt man meinen namen / ohne daß ich ihn buchstabieren muß.“

Doch jene Hauptstadt hat viele Liebhaber, neue, brutaler. Und sie gibt dem Flüchtling zu erkennen, er sei hier nicht gewünscht, er sei hier ein Fremder. „immer wieder / falle ich den menschen auf / als fremder / woran liegt es? / an meinem blick? / weil ich den zeitungverkäufer zuerst grüße? / weil ich auch frauen die hand schütteln will? / sind wir / die heimkehrer / eine eigene rasse geworden?“

Der Flüchtling nimmt seinen Pass und kehrt zurück. „gespräch mit einer blume / was sagst du da, heckenrose, / du willst nicht mit / in die fremde erde? / so bleib du hier / mit der gefügigen haud.“

Er kehrt zurück zu seiner Geliebten, zur deutschen Sprache. Sie nimmt ihn wieder auf, in der Art einer Dame, die die Kinderstiche des pubertierenden Liebhabers auf dem gereiften Leib mit Grandezza erträgt. Aus der flüchtigen Liaison wird eine Liebesgeschichte. Dennoch, er weiß, dass diese Liebe jederzeit einseitig kündbar ist. Die Dame von Welt braucht den Flüchtling nicht. Er sucht weiter und schießt noch immer auf jene hässliche Hauptstadt der Welt.

Dann kommt die Hölle. Ein beispielsweise Terror tobt in seinem Land – im Na-

Sprache der Freiheit

Ich weiß, was es heißt, seine Heimat zu verlieren
und ein Flüchtling zu sein. Und ich weiß, was es bedeutet,
eine Zuflucht zu finden. Von SAID



„Hier bist du gealtert, auf der Flucht, hier bist du schön – weil du suchst“: SAID in Hamburg

Foto Körber-Stiftung/Jörg Farys

men Gottes. Als könnte man Gott lieben und seine Geschöpfe massakrieren. Wieder sitzt er in seinem sicheren Exil, um täglich von Tod alter Freunde zu erfahren. Hingerichtet, auf der Flucht erschossen, zu Tode gefoltert. Einige dieser Schicksale hat er in seinen Büchern aufgezeichnet. Wie einsam wäre er ohne dieses Handwerk in der deutschen Sprache.

Aber er ist ja nur Gast in dieser Sprache. Hat der Gast das Recht auf den Wunsch, als Sohn und nicht als Vagabund aufgenommen zu werden? Er ist Gast und Gefangener dieser Sprache. Der Gast schreibt Gedichte, er will den Gefangenen berühren. Deutschland bietet ihm Hohlräume an; die deutsche Sprache eine neue Haut. Deutschland: seine Art, fremd zu sein. Deutsch, die Sprache seiner Freiheit.

Fortan achtet er darauf, keine Berührung mit jenem Staat zu haben, der sein Land beherrscht. Dieses Land, das ihn verwundet, ihn erniedrigt. Auch achtet er darauf, die Sehnsucht nicht aus den Augen zu verlieren, die ihn jede Nacht nach Hause führt. In die Nachmittage der Teheraner Gassen, voller Einsamkeit und Würde. Sind denn diese Nachmittage das, was man gemeinhin Heimat nennt? Der einzige Ort, den er Heimat nennen kann, ist die Kindheit. Doch inzwischen weiß er, die Kindheit kehrt nicht zurück.

Er weiß nicht mehr, wohin er gehört, nur eines ist gewiss. Durch die Jahre des Exils wurde er ein Niemand, ein Weltbürger ohne eigenes Fenster. Hier ist er nur ein ungebeter Gast; Gastgeberin ist die deutsche Sprache. Die deutsche Sprache, die die Armut nicht fürchtet, die keinen Wohlstand verteidigt, die nachts keine Häuser in Brand steckt und keine Flüchtlinge auf den Straßen niederschlägt.

Er weiß, dass er keine Heimat mehr hat. Die Heimat ist die Zeit, die er verloren hat. Er begnügt sich mit einer Heimstätte, die ihm die deutsche Sprache anbietet. Als wäre die Sprache eine Stütze und die deutsche Literatur eine Brücke zwischen gestern und heute, zwischen Teheran und dem Rest der Welt. Das Kind will daran glauben und wartet. Er muss lange warten, bis Rainer Maria Rilke sich nähert und dem Flüchtling ins Ohr flüstert: „denn bleiben ist nirgends.“

Das Kind meint, ob es bleibe oder gehe, sei nicht von Belang. Wichtig allein sei, es merke und bemerke sein Fremdsein. Es sei schließlich ein unabhörmlicher Fremder geworden, mit jenem Licht aus der Kindheit, das er nie abgelegt hat. Und diese Sprache, die seine Einsamkeit aufgefangen hat, ohne jenes Licht verdrängen zu wollen. Und das Kind behauptet, jenes Licht sei unerlässlich, für einen, der träumt – mit aufgerissenen Augen und einem dritten Ohr. Er meint, er brauche für diesen Balanceakt jenes Licht, aber auch diese Sprache.

Die vielen Flughäfen und die rasenden Flüge konnten jenes Licht nicht verschweigen. Das vertraute Licht verwehrt sich der Wortwerdung, weigert sich aber auch zu sterben. Wie eine örtliches gewordenen Liebe, die sich verschiedener Stimmen und Körper bedient. Ein Irrlicht, unbehaust und flüchtig.

Er sagt, diese Sprache habe ihm eine Bleibe geboten. Und er könne sich nicht vorstellen, dass sie ihn je verlasse. Sie sei ihm Flügel und Gebrechen zugleich. Diese Sprache ist wahrhaftiger als die Schwü-

le der Vaterländer und das Talmi der Assimilation.

Seither harret das Kind in einem Zwischenland – zwischen zwei Flüssen. Hier das Persische, dort das Deutsche; jeder stillt einen anderen Durst. In einem Fluss schwimmt er mit, im anderen ringt das Kind um jedes Wort, um nicht zu ertrinken. Die Flüsse verwandeln ihn in ein Chamäleon. Das Tier träumt im Persischen und wacht im Deutschen; obgleich auch diese Ordnung ihm längst entglitten ist. Das Chamäleon glaubt, es kann keinen der Flüsse verlassen – ohne zu verdursten.

Das Kind entscheidet sich für die Bewegung. Endet nicht jede Bewegung in Flucht oder in einer Berührung? Fortan ernährt sich das Kind vom Dialog. Doch von welchem Traum zehrt dieser Dialog?

Das Kind erinnert sich an seine ersten Berührungen mit Europa. Er war ein Halbwüchsiger, der mit einer unausgegorenen Wut auf die Diktatur sich aufmachte, die Freiheit zu suchen. „Freiheit, die Farbe der Menschen“, wie Louis Aragon dieses kostbare Gut nannte, das wir nur in Europa suchen konnten. Hatten wir doch die Fanfaren der Französischen Revolution noch in den Ohren: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!“

Anfang der sechziger Jahre war es gefährlich, in Teheran nach Freiheit zu suchen. Wir suchten nach ihren Spuren: nach Büchern. Die Werke der iranischen Autoren, die von Freiheit schrieben, waren verboten – sie selbst saßen in den Gefängnissen, sofern sie noch lebten. Wir suchten nach Büchern europäischer Schriftsteller. Aber auch die Europäer waren von der Zensur seiner Majestät nicht verschont geblieben. Wir riskierten, vom Geheimdienst beobachtet oder gar festgenommen zu werden, der Bücher wegen, die wir suchten – ohne auch nur zu wissen, wo wir suchen sollten. Doch die fliegenden Buchhändler vor der Universität von Teheran verstanden ihr Handwerk und erkannten die Durstigen – auch sie riskierten einiges, weit mehr als wir. Ihnen verdanken wir unsere Dchätze: „Die Gerechten“ von Albert Camus, „Die Mauer“ von Jean-Paul Sartre, „Rot und Schwarz“ von Stendhal, „Die Lebenden“ von Jean Laffitte, „Die Mutter“ von Maxim Gorki.

Der Halbwüchsige rannte nach Hause, Albert Camus unter dem Hemd versteckt, während er den gesamten Geheimdienst auf seinen Fersen vermutete. Zu Hause angelangt, fieberte er der Abendstunde entgegen, um dann in den schwülen Nächten Teherans ins Bett zu gehen. Mit geballter Faust las er seine Europäer – und er liebte dieses Europa.

Bald verließ er seine Heimat. Endlich! Keine Zensur mehr! Kein Verbot! In die Arme Europas! In den Schoß der Freiheit! Doch gerade die Freiheit und seine deutschen Freunde zeigten ihm ein anderes Gesicht Europas. Er erfährt, dass der Geheimdienst seines Landes beste Beziehungen pflegt zum Intelligence Service, zum Deuxième Bureau, zum Verfassungsschutz, die den Kollegen in Teheran mit Spitzelarbeit und Informationen zur Hand gehen. Er erfährt, dass auch die Folterinstrumente aus Europa stammen. Die Folterinstrumente, mit denen die Schergen des Diktators Frauen foltern, um sie dann „dreieckige europäische Huren“ zu nennen.

Was für ein Europa! Während es unsere Gefolterten – falls sie entkommen – in Spezialkliniken aufnimmt und neue Verfahren entwickelt, um ihre Wunden zu heilen,

verkauft es den Folterern das Handwerkszeug: Handschellen, Gummiknüppel, Elektroschockgeräte! Erst Giftgas, dann die Masken dagegen; nachher den Gasspürpanzer und zuletzt die Medikamente.

Der gealterte Flüchtling liebt und sucht sein Europa noch immer. Und er hofft, dass dieses Europa mehr ist als eine Finanzchimäre und ein Geschenk bleibt, für alle, die Freiheit suchen.

Und das Kind, nun seit fünfzig Jahren auf der Flucht, behauptet noch immer, es werde hier nicht gebraucht. Zuweilen übersteht das trotzigste Kind, wie reich es von diesem Kleinstkontinent beschenkt worden ist. Hier kann er seine Gedanken frei äußern und arbeiten. Und dieses Europa erlaubt ihm gar, nach eigener Fassung unglücklich zu sein – eine Wohltat für ein gezeichnetes Kind.

Hier bist du gealtert, auf der Flucht, hier bist du schön – weil du suchst. Doch was du suchst, ist es nicht die Summe je-

ner Schönheiten, die du von deinem Europa gelernt hast? Dass Gleichheit die Brüderlichkeit nicht ausschließt. Dass Brüderlichkeit die Freiheit bedingt. Dass Freiheit immer die Freiheit der Andersdenkenden ist. Und genügt dir nicht, mein Freund, was du mit dem Herzen gelernt hast, und eine Sprache, die dir den Weg und die Wahrheit bedeutet?

Das Kind schreibt noch immer Gedichte. In seinen Gedichten ist er auch im Anderswo. Er will so viel von der Schönheit der Welt empfangen, ohne die Bindung zu jener hässlichen Hauptstadt der Welt zu verlieren. Muss der Flüchtling alles verklären, damit er überlebt? Er entblößt sich, in der Hoffnung, den Fallen der Liebe nicht zu entkommen. Was aber sucht er denn, wenn nicht die Heimkehr? Heimkehr? In die Mittelmäßigkeit? Das alte Trauma der Verbannten?

Oder sucht das Kind gar Gewissheiten? Er weiß keine Antwort, er sucht – der Liebende fragt nicht. Und was widerfährt dem entblößten Kind unterwegs, bei diesem langen Intermezzo – außer einer Sprache? Genügt denn eine Sprache dem Kind, einem Narren auf der Flucht, der nach verlässlichen Eulen fragt, mit einem antiquierten Licht in der Hand, und ein hartnäckiges Gedächtnis? Will das Kind mit einer Handvoll Gedichte das Exil überrumpeln und seine Semantik, die die Flucht durch einen Gedankenstrich ersetzt?

Er schreibt Gedichte, um herauszubekommen, wohin es mit ihm will. Er weiß nur eines, er sei der unbrauchbarste Flüchtling überhaupt – denn er sucht die Schönheit. Es schreibt Gedichte gegen das Fremdsein und wird dadurch noch fremder.

Das Gedicht, die schmale Brücke zur Kindheit, ein Ort des Vergessens, wo die Flucht zu Ende ist? Will er tatsächlich nackt und ohne Blendung in seine Kindheit zurückkehren? Er will nicht wissen, ob jemand am Ziel wartet. Er hat sich für die Bewegung entschieden, für die Berührung. Er bleibt provisorisch, beunruhigend. Damit das dritte Ohr nicht verlorengelht, das ihm in der Fremde zugewachsen ist. Er will das Wehende hören, die ununterbrochene Nachricht, die aus Stille sich bildet, wie Rainer Maria Rilke es formuliert hat.

Ein provisorischer Saurier voller Melancholie und Rebellion, verfolgt von seinem Gedächtnis, beflügelt von seiner Sprache. So bleibt der Exilierte ein Kind; es wird müde, aber nicht reif.

Dank seiner Sprache der Freiheit begreift das Kind endlich, dass es nur eine Gewissheit geben kann – die der Suchenden.

Und schon vernimmt er die Stimme des Geheimrats aus „eimar: „den liebe ich, der unmögliche begehrt“, Faust II.

Das Kind will partout an eine Gewissheit glauben: Eines Tages baut diese Sprache eine Brücke zu jenem Licht in Teheran. Das Kind schreibt, sucht, hofft und dankt seiner Sprache.

Der Schriftsteller SAID kam 1965 als Student nach Deutschland. Er lebt in München. Nach dem Sturz des Schahs 1979 ging er nach Teheran, kehrte aber angesichts der Machtübernahme durch das Mullah-Regime zurück. SAID ist Mitglied der Schriftstellervereinigung Pen, von 2000 bis 2002 war er Präsident des Pen-Zentrums Deutschland. Für seine Werke, Lyrik und Prosa, wurde SAID mit etlichen Preisen ausgezeichnet. Zuletzt erschien von ihm im vergangenen Frühjahr im Rimbau-Verlag der Gedichtband „vom wort zum haus“.

Der Text beruht auf einer Rede, die SAID beim **Exile Media Forum der Körber-Stiftung** in Hamburg gehalten hat. Das Forum, das gestern zum ersten Mal stattfand, beschäftigte sich mit dem Thema Journalismus im (europäischen) Exil.

Tausend Getötete

Journalisten weltweit in Gefahr

Seit 2006 sind nach Angaben der Vereinten Nationen weltweit mehr als tausend Journalisten aufgrund ihrer Arbeit getötet worden. Im Durchschnitt komme alle vier Tage ein Medienvertreter gewaltsam ums Leben, heißt es in einem Bericht, den die Bildungsorganisation Unesco zum Internationalen Tag gegen die Straflosigkeit für Verbrechen an Journalisten (2. November) vorlegte. Die Aufklärungsrate der Fälle liege bei nur zehn Prozent, teilte die deutsche Unesco-Kommission mit.

Exakt 1010 Tötungsfälle registrierte die Unesco im Zeitraum von 2006 bis 2017, weitere 86 kamen in diesem Jahr hinzu. Erstmals habe es im vergangenen Jahr mehr getötete Journalisten in Ländern ohne bewaffnete Konflikte (55 Prozent) als in Kriegsgebieten gegeben. Mit dreizehn beziehungsweise elf Todesfällen führten Mexiko und Afghanistan 2017 die Liste der für Journalisten gefährlichsten Länder an. Mit 34 Prozent der insgesamt achtzig Todesfälle im vergangenen Jahr war dem Bericht zufolge die Region Asien-Pazifik die gefährlichste für Journalisten weltweit. Es folgen Lateinamerika und die Karibik mit 28 Prozent, die arabische Region mit 22 Prozent, Afrika mit sieben Prozent, Westeuropa und Nordamerika mit sechs Prozent sowie Zentral- und Osteuropa mit drei Prozent der getöteten Journalisten. Neunzig Prozent der im vergangenen Jahr getöteten Journalisten waren Lokaljournalisten, ein Trend, der sich seit langem abzeichnet. „Die Tötung des saudi-arabischen Journalisten Jamal Ahmad Khashoggi hat uns alle schockiert“, sagte die Präsidentin der deutschen Unesco-Kommission, Maria Böhmer. Die Bedrohung einer freien Presse finde aber auch in Europa statt, sagte sie und verwies auf die Morde an Daphne Caruana Galizia in Malta und Jan Kuciak in der Slowakei. epd/F.A.Z.

Immunität

Bundestag darf Auskunft ablehnen

Der Deutsche Bundestag muss Journalisten keine Auskunft über Immunitätsangelegenheiten geben. Diese seien vom presserechtlichen Auskunftsanspruch ausgenommen, den Medienvertreter gegenüber Bundesbehörden genießen, urteilte das Bundesverwaltungsgericht. Der Anspruch beziehe sich nur auf Verwaltungshandeln. Bei der Immunität von Abgeordneten handle es sich um „eigene Angelegenheiten des Parlaments“ (BVerwG 7 C 6.17). Geklagt hatte der rechtspolitische Korrespondent des „Tagesspiegels“, Jost Müller-Neuhof. Er hatte statistische Angaben darüber begehrt, wie häufig Ermittlungen gegen Bundestagsabgeordnete eingeleitet werden. Der Bundestag verweigerte die Auskunft, woraufhin Müller-Neuhof Klage vor dem Berliner Verwaltungsgericht erhob und Ende September 2015 zunächst recht bekam. Ende November 2016 hob das Oberverwaltungsgericht Berlin-Brandenburg das Urteil auf. Nun blieb auch die Revision ohne Erfolg. epd/F.A.Z.

Denn er hat seinen Engeln befohlen,
dass sie dich behüten auf allen deinen Wegen.
Psalm 91,11

In Liebe und Dankbarkeit nehmen wir Abschied von

Friederike Stobbe-Fell

* 15. April 1962 † 27. Oktober 2018

Andreas Fell
Charlotte Merget-Fell und Daniel Merget
Theresa Fell und Lucas Mannhardt
Astrid Stobbe und Ralf Geiß, mit Michel, Tim, Bent, Piet

Die Trauerfeier findet statt am 2. November um 13.00 Uhr in der Erlöserkirche in Herrsching am Ammersee, Madeleine-Ruoff-Straße 2; anschließend erfolgt die Beisetzung auf dem Friedhof Buchteil in Steinebach am Wörthsee.

Anstelle von zugeordneten Blumen bitten wir um eine Spende an den „Förderverein Palliativmedizin an der Universität München e.V.“, Spendenkonto IBAN: DE22 7009 0500 0003 9590 90, Kennwort „Friederike Stobbe-Fell“.

Traueranzeigen und Nachrufe

Auskünfte und Beratung unter:
Telefon (069) 75 91-22 79
Telefax (069) 75 91-80 89 23
E-Mail: traueranzeigen@faz.de

**Alle Anzeigen und Informationen
auf www.lebenswege.faz.net**

Frankfurter Allgemeine
LEBENSWEGE

Das Human Brain Project trauert um

Prof. Dr. Karlheinz Meier

der am Mittwoch, den 24. Oktober 2018, in Heidelberg verstarb.
Er war 63 Jahre alt.

Karlheinz Meier war eine herausragende Forscherpersönlichkeit und arbeitete zunächst auf dem Gebiet der Elementarteilchenphysik, bevor er zu einem Pionier der Verbindung zwischen Neurowissenschaft und Computing wurde. Er gehörte zu den Begründern des Europäischen Human Brain Projects und prägte es stark. Bis zuletzt zählte er als Mitglied der Leitung zu den treibenden Kräften und international sichtbarsten Repräsentanten des Projekts. Wir verlieren einen visionären Wissenschaftler, hoch geschätzten Kollegen und guten Freund, der sehr fehlen wird.

Im Namen des Projekts
Prof. Katrin Amunts
Scientific Research Director,
Vorsitzende des Science and Infrastructure Board
Forschungszentrum Jülich und
Heinrich Heine Universität Düsseldorf

Prof. Alois Knoll
Software Director, TU München